

Dankesrede zur Verleihung des Staatspreises für Wissenschaftspublizistik

Wien, am 21. September 2016

Sehr geehrter Herr Bundesminister!

Lieber Kurt Kotschal!

Werte Kolleginnen und Kollegen!

Liebe Freundinnen und Freunde!

Ein Staatspreis hat für den damit Ausgezeichneten sehr viele wunderbare Seiten: Er bringt Ehre, Geld (noch dazu steuerfrei, wenn ich recht informiert bin) und Lob – wobei man sich sogar seinen Laudator selbst aussuchen darf. Vor allem aber bietet er mir die Gelegenheit, in aller Öffentlichkeit vor mir wichtigen Menschen Dank zu sagen – und das noch dazu in einer Ausführlichkeit, die zum Beispiel beim *Oscar* völlig undenkbar wäre; oder beim *Ignoble-Preis* für die kuriosesten Forschungen des Jahres, der morgen an der Harvard University vergeben wird. Da hat man exakt 60 Sekunden Zeit für Dankesworte inklusive eine Kurzfassung der seltsamen Erkenntnisse.

Mir wurde gesagt, dass ich mir für den Dank ein bisschen mehr Zeit nehmen darf, und das tue ich sehr gerne. Ich halte mich am besten an die bisherige Abfolge und beginne mit meinem Dank bei Frau Brinek und der Jury – auch im Namen meiner Ko-Preisträgerinnen Marlene Erhart und Ulrike Schmitzer. Ich gehe davon aus, dass die Jurymitglieder ziemlich viele Texte zu lesen, Radiobeiträge anzuhören und Fernsehsendungen anzuschauen hatten. Und die Diskussionen darüber waren bestimmt nicht ganz einfach. Ich werde mich jedenfalls bemühen, Ihrer Juryentscheidung auch künftig alle Ehre zu erweisen.

Als ich dann von Martha Brinek nach Übermittlung der etwas überraschenden, aber umso freudigeren Nachricht gefragt wurde, wen ich mir als Lobredner

vorstellen könnte, habe ich lange nachgedacht: Jemand aus der ersten Reihe der Wissenschaft wäre toll, jemand mit einem kritischen Blick auf den heimische Wissenschaftsjournalismus noch besser. Und überhaupt ideal wäre jemand, der mit mir nicht immer einer Meinung war – und vor allem: der mich das auch immer wieder hat wissen lassen. Da blieb dann fast nur mehr Kurt Kotrschal. Danke, lieber Kurt, für Deine sehr anerkennenden Worte, die mich sehr ehren. Danke aber noch mehr für Deine kritischen Worte – auch wenn wir uns etwa zur „Meinungsfreiheit“ der Naturwissenschaften wohl weiter streiten müssen.

Als nächster mit dem Lob wäre dann eigentlich der Wissenschaftsminister dran. Auf den werde ich gleich zurückkommen. Zuvor will ich mich aber noch beim Team des *Standard* bedanken, für den ich auch schon wieder ziemlich genau zehn Jahre lang schreiben darf: Bei Gerfried Sperl, der mich damals zur Zeitung holte, obwohl ich mich anfangs etwas dagegen sträubte, bei Alexandra Förderl-Schmid, der besten aller Chefredakteurinnen – bei beiden nicht zuletzt auch dafür, dass ihnen das Wissenschaftsressort stets ein großes Anliegen war und ist, was in Medienkrisenzeiten wie diesen besonders wichtig ist.

Umsichtig und vorbildlich geleitet wird dieses Ressort von Lisa Mayr und Peter Illtschko, die gemeinsam mit dem Team für ein Umfeld sorgen, in dem man jeden Tag gute Texte schreiben möchte – auch wenn es nicht an jedem Tag gelingen mag. Ein Danke dem Team nicht zuletzt auch dafür, dass es mir in den letzten zwei Jahren die Möglichkeit gab, etwas weniger für die Redaktion, dafür aber ein bisschen mehr an Büchern zu texten.

So, jetzt aber zum Wissenschaftsminister und dem Ministerium. Ich fürchte, ich bin diesbezüglich nicht als der ganz große Lobhudler und Danksager verschrien. Aber es ist nur würdig und recht, diesmal eine Ausnahme zu machen, und das ist

nicht nur dem Anlass geschuldet. Wahr ist nämlich, dass ich ohne die Förderungen des Wissenschaftsministeriums nicht hier stehen würde.

Diese Unterstützungen begannen bereits vor knapp 20 Jahren, als mir die Idee kam, ein etwas anderes Wissenschaftsmagazin machen zu wollen – ohne allzu viel Ahnung von der Sache zu haben. Aber das Exposé gefiel dem damaligen Wissenschaftsminister Caspar Einem, und in Wolfgang Fingernagel gab es im Ministerium einen sehr hilfreichen Fürsprecher. Und so konnte ich gemeinsam mit Oliver Hochadel viele Jahre lang üben, ein besserer Wissenschaftsjournalist zu werden. Diese Übungs- und Spielwiese hieß *heureka!* und erschien mit Unterstützung des Wissenschaftsministeriums im Falter – was *heureka!* übrigens nach wie vor tut.

Die Qualität der eigenen Arbeit und im konkreten Fall: unserer *heureka*-Hefte kann man selbst nur schlecht beurteilen. Jedenfalls hatten wir zwar nur zwei, dafür aber recht passable Kolumnisten engagiert: Der eine war der französische Wissenschaftsforscher Bruno Latour, der heute mit Abstand meistzitierte Vertreter seines Fachs weltweit, von dem wir französische Kolumnen übersetzen durften. Der andere Kolumnist hieß Daniel Kehlmann, der seine Texte auch noch pünktlich ablieferte, als sein historischer Wissenschaftsroman *Die Vermessung der Welt* bereits weit mehr als eine Million Mal verkauft war. Am Geld lag es übrigens eher nicht, dass wir diese beiden Mitarbeiter hatten: Kehlmann kriegte von uns zunächst 75 Euro, zuletzt 100 Euro pro Kolumne. Und Latours Texte durften wir gratis übersetzen – das nur, um zu dokumentieren, dass wir mit dem Geld des Ministeriums sehr sorgsam, um nicht zu sagen: selbstausbeuterisch umgingen.

Ein paar Jahre später hatten Oliver Hochadel und ich dann noch eine andere Idee: Weil wir als Wissenschaftsjournalisten weitgehend Autodidakten waren,

wollten wir dieses Schicksal jüngerer Kolleginnen und Kollegen ersparen und dachten uns einen Universitätslehrgang für Wissenschaftskommunikation aus. Sprich: Zwei Journalisten ohne Ausbildung wollten – immerhin gemeinsam mit einigen richtigen Profis – anderen beibringen, wie man es richtig macht. Auch für diesen damals ersten und bis heute letzten Lehrgang für Wissenschaftskommunikation, der zwei Auflagen erlebte und am Wiener Standort des IFF durchgeführt wurde, kam einige zusätzliche Unterstützung vom Ministerium. Ich denke, dass auch diese Mittel nicht so schlecht investiert wurden, denn noch zehn Jahre danach sind einige Absolventinnen und Absolventen in der Wissenschaftskommunikation erfolgreich tätig. Einige haben aber auch das Feld verlassen, gerade weil die finanzielle Situation in diesem Bereich für freie JournalistInnen oft besonders prekär ist.

Drittens schließlich ist dem Ministerium auch noch dafür zu danken, dass es nach wie vor mit dazu beiträgt, dass durch Kooperationen nicht nur mit dem *Standard* sondern auch noch in einigen anderen österreichischen Medien zusätzliche Wissenschaftsseiten erscheinen können.

Lassen Sie mich diese Unterstützungen noch zum Anlass nehmen für ein paar allgemeinere und ernstere Gedanken zur Zukunft jenes Felds, das natürlich auch von der sogenannten Medienkrise betroffen ist. Die hat insbesondere in den USA in den letzten Jahren zu einem regelrechten Kahlschlag im Wissenschaftsjournalismus geführt, weil es dort gerade keine öffentliche Unterstützung gibt und bestenfalls ein paar private Stiftungen einspringen.

Wenn ich KollegInnen im Ausland von diesen mehr oder weniger indirekten öffentlichen Unterstützungen des Ministeriums und anderer Forschungseinrichtungen für Wissenschaftsjournalismus in Österreich erzähle, sind sie meistens einigermaßen irritiert bis entsetzt: Wie kann man sich bei

solchen Subventionen journalistische Unabhängigkeit bewahren? Das ist einerseits ein völlig berechtigter Einwand. Andererseits gibt es einige Paradoxa der Wissenschaftskommunikation, die meines Erachtens zu wenig beachtet werden und die solche und andere öffentliche Fördermodelle für Wissenschaftsjournalismus als durchaus legitim erscheinen lassen. Deren konkrete Ausgestaltung muss man sich freilich sehr genau überlegen.

Was meine ich mit diesen Paradoxa der Wissenschaftskommunikation? Wissenschaft ist ein weitgehend selbstbezügliches System, was auch zu ihrer unterschätzten Rolle in der Öffentlichkeit mit beiträgt. Es gibt zwar Forscher wie Kurt Kotrschal oder den hier anwesenden Mathematiker Karl Sigmund, die hervorragende Wissenschaftsvermittler sind und tolle Artikel und Bücher für eine breitere Öffentlichkeit schreiben können. Im Normalfall forschen und schreiben ForscherInnen aber für andere ForscherInnen.

Das ist bei Künstlern, Musikerinnen, Filmemachern oder Schriftstellerinnen anders: Sie produzieren für ein Publikum. Entsprechend anders ist die Rolle von KulturjournalistInnen: Sie sind Filmkritiker, Musik- oder Literaturkritikerinnen und können auch schon einmal einen Verriss schreiben. Ich freilich tu mir damit etwas schwerer, den letzten Aufsatz von – sagen wir Anton Zeilinger in *Nature* – zu verreißen. Denn dieser Text ist schon vorher von seinen FachkollegInnen für richtig und publikationswürdig eingeschätzt worden, und ich verstehe von Quantenphysik, zugegeben, nur das Wichtigste. Ein Wissenschaftskritiker ist in unserem Sprachgebrauch entsprechend einer, der gegen Wissenschaft ist. Aber das sind WissenschaftsjournalistInnen gerade nicht.

Diese recht geschlossene Kommunikation der Forscher passiert in Form von Fachjournalen: Fachartikel und ihre Zitierungen sind es auch, die letztlich über wissenschaftliche Karrieren entscheiden und auch bei allen Universitäts-

Rankings die entscheidende Rolle spielen. Ob Kurt Kotrschal lesenswerte Kolumnen in der *Presse* schreibt oder Karl Sigmund Texte für den *Standard*, zählt nach der internen wissenschaftlichen Bewertungslogik genau nichts und ist streng genommen ihr Hobby.

Die Texte, die in der Wissenschaft einzig „zählen“, erscheinen hingegen in Fachjournalen, und die sind heute im Wesentlichen in der Hand von einigen Verlagen, die sich diese Dienstleistung vergolden lassen: Multis wie Elsevier oder Springer Nature machen mit vor allem öffentlichem Geld nicht nur Milliardenumsätze, sondern auch Milliardengewinne. Springer Nature setzte 2015 rund 1,3 Milliarden Euro um, bei Elsevier waren es 2015 rund 2,2 Milliarden Euro, und zwar mit einer Rendite von sage und schreibe 37 Prozent. Da werden selbst Waffen-, Menschen- und Drogenhändler neidisch. Wo Elsevier Steuern zahlt und wie viel entzieht sich meiner Kenntnis.

Diese abenteuerlichen Profite gelingen dadurch, dass die redaktionelle und editorische Arbeit meist bei den – zumindest in unseren Breiten – vom Staat bezahlten WissenschaftlerInnen selbst liegt, die wenig bis nichts dafür bekommen. Damit nicht genug, müssen die Universitäts- und Institutsbibliotheken viel Geld in die Hand nehmen, um die überbezahlten Fachmagazine anzukaufen. Ich schätze, dass allein in Österreich von der öffentlichen Hand ein nicht ganz niedriger zweistelliger Millionenbetrag aufgewendet wird, um auf diese Weise die Kommunikation allein innerhalb der Wissenschaft zu gewährleisten.

Wenn es dann aber um die Kommunikation dieser neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse zurück an die SteuerzahlerInnen geht, die diese Forschungen zu einem wesentlichen Teil finanziert haben, sieht die Sache anders aus. Das geschieht im Normalfall durch Verlagshäuser und Medienunternehmen wie dem

Standard, die für diese Dienste an der Wissenschaft und der Öffentlichkeit in der Regel kein Geld kriegen. Hilfreiche Ausnahmen sind eben jene Kooperationen wie die mit dem Wissenschaftsministerium oder anderen Forschungs- und Forschungsfinanzierungseinrichtungen, um wenigstens ein paar zusätzliche Mittel für jene Wissenschaftsberichterstattung lukrieren, die es dann in der Regel gratis für die interessierte Öffentlichkeit online im Netz gibt.

Ich kann Ihnen natürlich auch keine einfachen Lösungen für dieses Dilemma präsentieren, dass einige Wissenschaftsverlage Abermillionen verdienen und Publikumsmedien, die Wissenschaft der Öffentlichkeit vermitteln, schauen müssen, wie sie ihren Wissenschaftsjournalismus finanzieren. Offensichtlich scheint mir jedenfalls, dass es Forschung – trotz ihrer stets noch wachsenden Bedeutung für unseren Alltag – ohne Vermittlung und eben ohne Wissenschaftsjournalismus schwer haben wird, jene gesellschaftliche und politische Unterstützung zu erhalten, die sie dringend braucht.

Klar muss aber auch sein, dass der Wissenschaftsjournalismus trotz möglicher öffentlicher und privater Subventionen (gerne auch aus der Wissenschaft selbst) seine Unabhängigkeit mit Zähnen und Krallen verteidigen muss: So wenig Wissenschaftsjournalismus Wissenschaftskritik ist, so wenig darf er zur Forschungs-Akzeptanzbeschaffung oder Wissenschafts-PR verkommen.

Damit bin ich am Ende meiner Dankesrede – mit zwei Ergänzungen: Der Dank an das Ministerium für seine Unterstützung von Wissenschaftsjournalismus ist viertens natürlich auch noch um den Dank für diesen Preis selbst zu ergänzen, der eine der nicht so zahlreichen öffentlichen Wertschätzungen für unsere Tätigkeit als WissenschaftsjournalistInnen ist. Und ganz besonders möchte ich mich schließlich bei allen hier im Saal bedanken: für Ihre Aufmerksamkeit – und dafür, diesen Preise gemeinsam mit uns ein wenig zu feiern.